

Schöner werden

2004/2014. Ein Wiedersehen
mit der Schauspielerin
Maria Hofstätter

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Wäre sie nur schwieriger, ein bisschen eitler, sie wäre wahrscheinlich leichter zu verstehen. Man könnte sich ein eindeutiges Bild machen, sie eine Diva wider Willen nennen, eine Schauspielerin der Extreme. Einige Grade kühler müsste sie dazu sein, wenigstens eine Spur kapriziös. Doch sie weigert sich. Maria Hofstätter will diese öffentliche Person nicht sein. Eher, das ist klar, verzichtet sie auf die Aufmerksamkeit.

Immer noch erscheint ihr der Wunsch nach einem Interview absurd. Immer noch hält sie sich nicht an die Regeln. »Jetzt haben wir schon so lange über mich geredet. Wie ist es eigentlich Ihnen in den letzten zehn Jahren ergangen?« Solche Sachen sagt sie und sieht einen aus hellblauen Augen an. Man möchte losheulen, so zugewandt ist dieser Blick. Er könnte einer Nachbarin gehören, einer Freundin, der man die eigenen Depressionen beichtet.

Die Leute stellen sich eine erfolgreiche Schauspielerin anders vor. Maria Hofstätter weiß das aus Erfahrung. In geselligen Runden hat sie deshalb oft »ich bin beim Theater« anstatt »ich bin Schauspielerin« gesagt. Die Leute konnten sie dann beruhigt für eine Bühnenbildnerin, eine Schneiderin halten. Sie mussten nicht verwirrt sein wegen des Abstands zwischen ihren Vorstellungen betreffs der Attitüden einer Bühnen- und Leinwandkünstlerin und jener »schrecklich normalen« Frau, die ihnen gegenüber sitzt.

Es ist das zweite Mal, dass ich versuche, diese Künstlerin zu beschreiben. Das erste Mal war vor zehn Jahren. Da hatte Maria Hofstätter bereits in Ulrich Seidls »Hundstage« im Kino für Aufsehen gesorgt. Eine junge Anhalterin, eine närrische Prophetin hat sie gespielt, die ihre Lieblingsmusikkassette in den Autos der Anderen hört und dazu Wahrheiten verteilt. Dabei kniff sie die Augen zusammen, wie um unter dem Mikroskop ihrer Bedingungslosigkeit noch genauer zu sehen. 2004 kam Maria Hofstätter für »Vater Unser«, das erste Theaterstück Ulrich Seidls, als Gast nach Berlin.

Sie spielte eine Putzfrau, und nach einer Weile kam er mir vor, als sei sie allein auf der Bühne. Nach der Vorstellung sprach ich sie an. »Was möchten Sie? Ein Interview? Aber mich kennt doch keiner!« Sie hielt das Interesse schlicht für eine Verwechslung und erklärte sich aus reiner Höflichkeit bereit. Es war ein Sonntag, und wir

trafen uns nicht in diesem, sondern in einem anderen Café. Maria Hofstätter trug einen kleinen Seidenschal um den Hals, eine Handtasche am Arm, die entweder einer älteren Dame oder einem kleinen Mädchen hätte gehören können. Glamour, Karriere – diese Wörter gefielen ihr nicht. Sie denke nicht so, sagte sie, nein wirklich nicht, und jeder Versuch, in dieser Abwehrhaltung bloß eine kokette Geste zu entdecken, ließ sie mit unwiderstehlichem Ernst an sich abperlen.

Statt über Karrierewünsche sprach sie über ihre Angst vor der Einsamkeit, über die Bauerntochter, die jeden Morgen vor der Schule die Messe besuchte. In der Gemeindebücherei entdeckte das Mädchen später Kafka und erschrak fürchterlich über die Stimme der großen Literatur. Noch später studierte das Mädchen Geschichte in Wien. Keinen Gedanken verschwendete sie ans Schauspielerdasein. In der Schule hatte sie ja nicht einmal laut vorlesen wollen. Eines Abends sprach man sie an.

Diese kleine Kaffeehaus-Szene, die erzählt, wie Maria Hofstätter zur Bühne kam, taucht auch in unserem zweiten Gespräch wieder auf. Eine Geschichte der Zuverlässigkeit. Wer sturzbetrunken dem Vorschlag eines Freundes zustimmt, es doch mal mit einem eigenen Kabarettprogramm zu versuchen, der nimmt das Versprechen gefälligst nicht zurück, nur weil er am nächsten Morgen wieder nüchtern ist.

Ein einziges Mal wollte sie hingehen und alle von der eigenen Unfähigkeit überzeugen. »So war es geplant.« Der Plan ist nicht aufgegangen, und inzwischen hält es sogar Maria Hofstätter für wahrscheinlich, dass Maria Hofstätter eine Schauspielerin ist.

Ob sie nicht junge Schauspielstudenten in Salzburg unterrichten würde, hat man sie gefragt. Man hat ihr Preise verliehen, viele Fernsehserien angeboten, und in Cannes haben die Fotografen laut »Maria! Maria!« gerufen. Um aber auf den Unterricht für die Studenten zurück zu kommen, sie hat nein gesagt.

Sie habe ja gar keine Ahnung, was sie den Studenten beibringen solle. »Nein, im Ernst. Übungen? Ein Lehrprogramm? Ich wüsste nicht, was das sein sollte.« Eine Arbeitsweise. Das ist das einzige, was sie für sich in Anspruch nimmt. »Mit Handwerk kann ich nicht dienen. Ich habe nichts, wohinter ich mich im Notfall verstecken könnte.« Sie sagt es lachend. »Deswegen bin ich manchmal auch richtig schlecht. Wenn ich die Figur nicht erwisch', dann ist da nichts.«

Wenn sie die Figur aber erwischt, und ihre Arbeitsweise ist eine einzige abenteuerliche Anstrengung, genau das wahr zu machen, ist das Ergebnis unvergesslich. Vielleicht, dass Maria den Studenten davon berichten könnte. Wie lange sie manchmal arbeitet, bis sie eine Figur begriffen und verstanden hat. Dass sieben Jahre dafür keine zu lange Zeit sind.

Sieben Jahre für »Glauben«. Sie ist gepilgert. Sie hat ultrakonservative Gebetskreise besucht, hat mit Abtreibungsgegnern demonstriert und hinterher einen Schnaps

gebraucht. Jedes Wort, jede kleinste hartherzige, verzweifelte, unbarmherzige Geste musste sie finden. Eine Vorlage gab es nicht, keinen Satz, den Maria hätte auswendig lernen können, um ihn ihrer bisher berühmtesten Figur, der Fundamentalkatholikin Anna-Maria, in den Mund zu legen.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Wie also frisiert sich Anna-Maria die Haare und verbietet sich dabei jede weibliche Eitelkeit? Wie wird die Bürste auf der Kopfhaut zum Strafwerkzeug? Wie zieht sich Anna-Maria die Bluse und den BH aus, um sich anschließend mit dem Lederriemen den Rücken rot zu geißeln, zur Strafe fürs nächtliche Masturbieren mit dem Kruzifix? Wie kühl und vernichtend schaut diese glühende Liebhaberin Jesu, wenn sie eine junge Katze an einem sonnigen Tag in einen Käfig in die dunkle Garage sperrt?

Maria Hofstätter spricht über ihre Improvisations- und Schauspielkunst ohne jedes Gehabe. Es brauche eben einfach Zeit und Geduld. »Ich tu' meine Arbeit«, sagt sie, »das ist alles.«

Ihr Körper zeige ihr hin und wieder die Grenze. Er ist ein bisschen heikler als sie. Wegen jenes grauenhaft missionierenden Tons Anna-Marias zum Beispiel hat er Blackouts und Beinahe-Ohnmachten produziert. Maria hielt Anna-Maria kaum aus. Dazu war die Mutter krank und lag im Sterben. Maria hat sie gepflegt. Eine gläubige Frau sei die Mutter gewesen, sagt sie, von bäuerlicher, menschenfreundlicher Frömmigkeit. »Die Mutter ist im Laufe ihres Lebens immer weiter geworden. Sie ist ihrem Glauben treu geblieben und hat doch auch alles andere zugelassen.« Ein Gebet, ein Rosenkranz mit ihr waren etwas völlig anderes als die Konfrontation mit der religiösen Gier Anna-Marias.

Sie ist schöner geworden. Älter und schöner. Man könnte es auf den Erfolg schieben, besser noch, auf die Liebe. Ein Rätsel bleibt es trotzdem. Woher kommen die Leichtigkeit, die Ruhe, die eine Person umgeben? »Ich geh' ans Meer baden«, hat Maria Hofstätter im vergangenen Sommer gesagt und es, ohne dass sie ihre Freude besonders darauf hingewiesen hätte, wörtlich gemeint.

Von der Endhaltestelle der Wiener Straßenbahnhaltestelle 61 lief sie allein nach Slowenien und weiter ans Mittelmeer. »Ich wollte meine Ruhe haben«, sagt sie. »Essen, trinken, schlafen und gehen - ohne irgendjemand für irgendetwas Rechenschaft ablegen zu müssen.«

Sie kann deutlich werden ohne zu verletzen. Kaputt würde sie gehen, sagt sie, wenn sie im System der Konkurrenz mithalten sollte. »Über das Wesentliche kann einem sowieso kein Erfolg hinweghelfen. Und erzwingen kann man eh nichts.«

Ob man zum Beispiel den Menschen trifft, mit dem man leben und alt werden will. »Glückssache«, sagt sie, »ein Geschenk.« Sie lebe lieber ohne Beziehung als in der falschen. Vor zehn Jahren hat sie das auch gesagt. Damals war sie allein. Heute ist sie es nicht mehr. Mit dem Bildhauer Ralph Hünérth führt Maria Hofstätter seit sieben Jahren eine glückliche Beziehung. »Schon wahr«, sagt sie, »besser ist es zu zweit. Wenn es stimmt.«

Sie meidet das Bündnis mit den lauthals Glücklichen. Die Menschen, die es schwerer haben, die Zärtlichen, die Verrückten seien ihr lieber als die Pragmatiker des Erfolgs. Infolgedessen, sagt sie, ziehe es sie eher dorthin, wo wenig Geld zu verdienen sei. Zu ergänzen wäre wahrscheinlich: wo die Dinge unbezahlbar werden.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Kein Regisseur kann Maria Hofstätter bezahlen, was sie einem Film an Zeit und Kräften widmet. Sie entscheidet sich selbst, und vielleicht liegt hier die Spur, die erklären kann, was Maria Hofstätter schöner hat werden lassen und wie aus zehn Jahren zehn große Jahre für sie geworden sind.

Eine Zeit, in der sie mit einer traurigen und verzweifelten Filmfigur kämpft, den Mann des Lebens findet und die kranke Mutter pflegt, mit ihr betet und bei ihr ist, wenn sie stirbt. Mag sein, dass es auf den einen oder anderen Zeitgenossen anstrengend wirkt, oder irgendwie seltsam extrem. Aber ist der Mut, nein zu sagen, extrem? Ist es extrem, sich gegen die Abkürzung zu entscheiden? Es muss angenehm sein, dort, wo Maria Hofstätter lebt, denkt man, als man ihr nach zehn Jahren wieder gegenüber sitzt. Es ist ein offenes, freies Gefühl, und zugleich hat es viel von Geborgenheit. Sobald Maria Hofstätter den Raum verlässt, wird es kühler.